U. H. Wilken

FRIEDHOF DER WÖLFE



ZURDO – Der schwarze Geisterreiter
Band 12

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Rudolf Sieber-Lonati
Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Logo: Mario Heyer
Satz: Gerold Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-69440-042-4

California

„Die beiden Spaghettifresser machen wir fertig."

Zynisch war die Stimme.

Kalte Augen glitzerten wie Eis im Sonnenschein und beobachteten den Mann und seinen Sohn.

Tief unten im Canyon lag mit gebrochener Achse ein kleiner Planwagen. Dort versuchten Vater und Sohn verzweifelt, den Wagen wieder fahrtüchtig zu machen.

Oben am bizarren Rand der Schlucht wirbelte roter Staub unter den harten Stiefeln der Männer auf. Geduckt liefen sie zu ihren Sattelpferden.

Sie wollten über den Italiener und seinen Sohn herfallen.

Langsam ritten sie am Canyon entlang und suchten nach einem Weg in die gähnende Tiefe.

Weicher Sand dämpfte den Hufschlag ihrer Pferde.

Wieder einmal war Chucho Morales mit seinen höllischen Bandoleros unterwegs in der Sierra Nevada.

Wieder wollten sie quälen, schinden und schießen.

Sie waren aus dem fernen Mexiko gekommen, um reiche Beute zu machen, und zwischendurch brach aus ihnen die wilde Lust am Quälen hervor.

Die beiden Italiener im Canyon ahnten nichts von der furchtbaren Gefahr, die sich ihnen auf stampfenden Hufen näherte.

Keuchend und schweißüberströmt kniete der Mann im Staub des Canyons und schüttelte entkräftet den Kopf.

„So schaffen wir es nie, Mario! Wir kommen nicht weiter, mein Sohn.“ „Vielleicht müssen wir einen starken Ast unter den Wagen schieben, Vater“, schlug Mario vor und zog sich am Wagen hoch. „Ich such einen.“ „Aber wo willst du so einen starken Ast finden, Mario? Hier in der Schlucht gibt es keine Bäume.“

„Dann werde ich oben danach suchen, Vater. Ruh dich aus, ich bin bald zurück.“

Der junge, noch nicht erwachsene Sohn hastete durch den Canyon und kletterte über einen steilen Pfad in die Höhe.

„Mein guter Mario“, murmelte der Italiener, „wenn Mama dich sehen könnte, ihren prächtigen Jungen – aber vielleicht sieht sie uns beiden zu, wer weiß?“

Mario stieg immer höher und verschwand schließlich hinter dem Schluchtrand. Suchend streifte er umher und spähte nach starken Ästen aus. Der heiße Wind bewegte die Bäume und trieb Staub über die Sierra.

Staunend stand Mario in der prallen Sonne.

Vor ihm fiel die Sierra Nevada zerklüftet und terrassenförmig ab – und dort in rauchiger Ferne lagen die grünen weiten Täler von Kalifornien. Dort begann das Land, nach dem sie so lange gesucht hatten.

Und Mario träumte.

Sein Vater wartete im Schatten des Wagens. Die Maultiere dösten vor sich hin, schlugen träge mit dem Schweif nach den wenigen, aber hartnäckigen Fliegen und wurden auch dann nicht munter, als Hufgetrappel anschwoll.

Reiter preschten heran.

Stephano Caruso erhob sich, zerrte den Hut vom silbergrauen Haar und winkte heftig. Er dachte an keine Gefahr und hoffte, dass die Fremden ihm helfen würden.

Grinsend ritten sie näher – und als der Italiener endlich den Ausdruck ihrer Augen erkennen konnte, war es schon zu spät zur Flucht.

„Wo ist der andere?“ knurrte der große, breitschultrige Anführer. „Mach das Maul auf.“

„Mein – mein Junge will – will Hilfe holen“, brachte Stephano Caruso mühsam hervor.

Sie lachten, ritten um den Wagen und ließen dabei den Italiener nicht aus den Augen. Nichts Gutes war in ihren Blicken.

Chucho Morales zerrte die Plane auf und starrte auf die Wagenfracht.

„Seht euch das an, Amigos!“, rief er. „Alles nur Pflanzen!“

„Das sind Setzlinge“, erklärte Caruso leise, „ich will Wein anbauen.“

Wieder lachten sie, und Chucho Morales beugte sich im Sattel vor und sagte: „Warum gibt es keine Brandypflanzen, Spaghettifresser? O ja, ich bin sehr dumm, vielleicht gibt es ja solche Pflanzen, oder?“

„Nein, es gibt sie nicht.“

Unruhig und verstohlen sah Caruso zum Schluchtrand empor und betete im Stillen darum, dass sein Junge nicht zu früh zurückkäme.

„So, die gibt es nicht“, echote Chucho Morales grinsend, „und du willst wirklich diesen Wein anpflanzen,

Italo? Du bist ein merkwürdiger Muchacho. Du bist nicht ganz richtig hier oben, wie?“

Stephano Caruso hatte längst begriffen, dass skrupellose Banditen ihn umstellten, dass sie Böses vorhatten. Er dachte an seinen Sohn und flehte zu Gott, und er dachte auch an seine Frau, die im Paradies des Himmels sicherlich auf ihn wartete.

„Nein, ich bin nicht verrückt“, sagte er stolz. „Das sind Sie, nicht ich! Ich bin ein friedfertiger Mann, Sie sind ein Bandit. Mein Name ist Stephano Caruso.“

Über das tiefbraune, faltige und zerfurchte Gesicht des Bandenführers zog breites Lächeln. Die fast schwarzen Augen funkelten selbst im Schatten des riesigen Sombreros. Wirr und lang hing das schwarze Haar hervor. Die Patronengurte kreuzten sich auf Brust und Rücken.

„Du willst mich ärgern, Hombre?“

Caruso antwortete nicht. Wieder suchte sein Blick nach dem Sohn und irrte über den bizarren Schluchtrand.

Der Mann liebte seinen Sohn so sehr, dass er bereit war, für ihn zu sterben. Er konnte Mario nicht warnen – nicht durch Zeichen, nicht durch Schreie. Mario hatte sich zu weit entfernt. Aber er würde zurückkommen und den Halunken vor die Waffen geraten – und das wollte Caruso nicht. Schüsse mussten fallen – nur die würden Mario warnen. Dann hätte er Zeit genug, um sich verbergen zu können.

„Doch“, meinte Morales im Plauderton, „er will mich ärgern, dieser Spaghettifresser. Was sagt ihr dazu, Compadres?“

Die neun Komplizen grinsten.

Sie waren so bösartig wie Chucho Morales und hatten wie er ihren schlimmen Spaß an der Angst anderer Menschen.

„Er nimmt das Maul zu voll, Chucho."

„Richtig, mein guter Freund Pablo, du hast es begriffen." Morales starrte den Italiener ununterbrochen an. „Du bist umsonst nach Old California gekommen, Sohn einer dreckigen Hündin. Du wirst nie Wein hier pflanzen. Chucho Morales hat was dagegen, verstehst du?"

Die Angst wühlte in Caruso und erhitzte seinen Atem. Schweiß rann dick perlend über sein aschgraues Gesicht.

Würgend schluckte er und antwortete: „Ich weiß, Chucho Morales, du wirst mich töten. Dann schieß doch endlich, du Dreckskerl! Schieß, verdammtes Schwein!"

Es waren mutige Worte – Worte der Verzweiflung, der Angst, des Grauens. Stephano Caruso wollte seinen Sohn retten und sein eigenes Leben wegwerfen. Und es sollte schnell geschehen – sehr schnell.

Wie benommen schüttelte Chucho Morales den Kopf und blickte Caruso beinahe erschrocken an. Solche Worte hatte ihm noch niemand gesagt.

Die Komplizen, Mexikaner wie er, starrten hin und her, auf Morales und auf den Italiener. Auch sie konnten nicht verstehen, wie so ein alter kleiner Mann so viel Mut aufbrachte und Morales beschimpfte.

„Worauf wartest du noch, Chucho Morales?", krächzte Caruso, während unter seinen Augen tiefe Schatten entstanden und Todesfurcht den ganzen Körper zu lähmen

begann. „Hast du keinen Mut, auf mich zu schießen, du Hurensohn? Ja, schieß nur, aber du wirst kein Geld und kein Gold bei mir finden – nur diese Setzlinge auf dem Wagen. Du kotzt mich an, du stinkst! Geh aus der Windrichtung, bevor du schießt, damit ich deinen Gestank nicht mit ins Jenseits nehmen muss!“

„Caramba!“ fauchte Chucho Morales und verkrampfte sich vor Wut und Hass im Sattel des unruhig stampfenden Pferdes. „Das sagst du Mistkerl mir, Chucho Morales?“

„Ja, ich sage es!“, schrie Stephano Caruso. „Und ich sag dir noch was, Morales: Eines Tages wird jemand kommen und dich töten – dich, Morales! Und du wirst vor ihm knien und wimmern, aber er wird schießen und meinen Tod rächen!“

Chucho Morales’ Gesicht war eine steinerne Fratze – dann grinste er breit, lachte schließlich schallend auf und schrie: „Wer, Italo? Wer soll das sein? Der Teufel?“

„Nein, Morales, nicht der Teufel – der Rächer!“, flüsterte Caruso mit schwankender Stimme.

Die Bandoleros lachten. Das heisere Gelächter stieß gegen die heißen steilen Schluchtwände und fand ein verworrenes und schauriges Echo. Die Pferde stampften, die Gebissketten klirrten, die riesigen Sporen an den Stiefeln rasselten, Staub wallte auf und wehte über den kleinen Planwagen hinweg.

„Der Rächer?“ Chucho Morales empfand Stephano Carusos Drohung als einen Witz.

Doch Caruso hatte keine leeren Worte gesprochen, und wie geistesabwesend sagte er, mehr zu sich selber:

„Ich hab von ihm gehört. Vielleicht sind es Märchen und Legenden, aber ich glaube an ihn. Er reitet durch Kalifornien und kämpft für die Armen und gegen alle Banditen. Und er wird auch dich finden, Morales."

„Wer?", brüllte Morales und geriet in Wut.

„Zurdo, der Geisterreiter!"

Laut schrie Caruso zurück, dachte an seinen Sohn und stürzte vorwärts, packte das linke Bein des Banditen und riss Morales aus dem Sattel. Brüllend und fluchend knallte Morales in den heißen Sand des Canyons. Wiehernd wich das Sattelpferd zur Seite. Schon riss Morales den riesigen Revolver aus der Halfter und richtete das Rohr auf den Italiener, kniete dabei im roten Staub und verzerrte das dunkelbraune Gesicht zu einer Fratze.

„Vaya al diablo!"

Dann feuerte Chucho Morales – und der mutige kleine Italiener starb, kippte um und lag still unter dem blauen Himmel von Kalifornien.

Laut hallte das Echo des Schusses durch die Schlucht und klang immer verworrener, stieß weit in die Sierra hinaus und zerflatterte schließlich in der Einöde.

Wie gelähmt stand der junge Italiener Mario unter der Nachmittagssonne und lauschte. In der Ferne erstarb das Echo mit geisterhaftem Geflüster, und nur der Wind war zu hören.

„Vater!"

Leise und seltsam quietschend klang Marios Stimme – und er hetzte zurück, warf den starken Ast weg und erreichte die Felsklippen.

Keuchend warf er sich auf die Knie, kroch an den Rand des Canyons heran und blickte in die Tiefe.

Dort unten wüteten zehn schwerbewaffnete Reiter. Waffen blitzten im Sonnenschein. Brüllendes Gelächter schallte herauf. Wieder fielen Schüsse, und die Maultiere vor dem Planwagen fielen um. In wilder Raserei schleuderten Männer die Weinsetzlinge vom Wagen. Andere zerschlugen das Wasserfass an der Wagenflanke, und wieder andere zerfetzten die Plane.

Leblos lag Marios Vater im Sand.

Um Marios Mund zuckte es, und die Tränen liefen ihm übers Gesicht. Er schluchzte und presste die zitternden Hände zusammen.

„O Vater, lieber, guter Vater!“

Riesige Sombreros beschatteten die Gesichter der zehn Reiter. Staub wirbelte unter den Pferden auf. Noch immer dröhnte das Echo der Schüsse im Canyon.

Jetzt ritten ein paar Halunken los.

Der große, breitschultrige Bandolero, der neben Marios Vater verhielt, hob plötzlich das Gesicht an, legte den Kopf weit in den Nacken und starrte zum Schluchtrand empor.

Deutlich konnte Mario das Gesicht des Bandolero Chucho Morales erkennen – und in seinem ganzen Leben würde er dieses Gesicht niemals vergessen, diese dunkelbraune Visage eines Mannes, der immer nur tötete und raubte, der keine Skrupel hatte, der an nichts glaubte, nur an sich selber.

Dann jagte Chucho Morales mit seinen Companeros

davon, und der letzte Hufschlag erstarb irgendwo hinter den Bergen und schroffen Höhenzügen.

Zitternd rutschte Mario abwärts, kletterte den Pfad hinunter und lief zu seinem Vater, warf sich auf die Knie und küsste das Gesicht des Toten.

Setzlinge trockneten in der Sonne.

Fliegen krochen über die Kadaver der Maultiere. Staub trieb im Wind durch den Canyon des Todes.

Die Tränen des jungen Mannes nässten das eingefallene, aschgraue Gesicht des toten Vaters.

Hoch über dem Canyon flog ein Adlerpaar hinweg.

*

„Da kommen sie, Chato – gute und böse Menschen, und die bösen werden ganz Kalifornien endgültig zu einem Totenacker machen."

Der Mann, der diese Worte sprach, saß im Sattel eines schwarzen Hengstes. Sein strohblondes Haar flatterte unter dem Hut hervor. Mit verkniffenen, dunkelblauen Augen spähte er von den hohen Felsklippen aus über die weite Ebene im Osten.

Er war jung, schlank, groß und geschmeidig.

Les Shane.

Und neben ihm verhielt ein junger Indio mit langen schwarzen Haaren, die so bläulich wie das Gefieder eines Raben glänzten.

Der Indio Chato war stumm. Er trug ein weites Baumwollhemd und eine enge Hose, Sandalen an den sehnigen

Füßen und einen Sombrero am langen Kinnriemen auf dem Rücken. Eine Machete baumelte an seinem Hosengurt.

Gute und böse Menschen.

Sie kamen immer näher.

Der Wind der Sierra raunte um die beiden Gefährten.

Wie Mähnen flatterten die Haare der jungen Reiter.

„Komm, reiten wir, Chato."

Hart klapperten die eisenbeschlagenen Hufe der beiden Pferde zwischen die bizarren Felsen.

Les Shane und Chato kehrten um und machten sich auf den Weg zur Ranch im San Bernardino-Valley.

Hinter ihnen auf der Ebene rollten die Trecks in die Abendröte hinein.

Unzählige Conestoga-Planwagen hoben sich vor dem Feuer des Sonnenuntergangs ab, das blutrot über der Sierra Nevada flammte.

Zu Hunderten und Tausenden waren die Menschen aus dem fernen Osten unterwegs nach Old California, nach dem gelobten Land.

Drei Planwagen gehörten Malcolm Ford.

Wie alle anderen, so wollte auch Malcolm Ford ein neues Leben in Kalifornien beginnen.

Aber noch türmten sich die Felsmassen der Sierra Nevada vor ihnen allen auf, und eine schwierige Passage wartete auf sie.

Mit den Trecks kamen auch Banditen – brutale, zu allem entschlossene Gesetzlose, denen im fernen Osten der Boden zu heiß geworden war, die nun in Kalifornien nach dem Besitz anderer Menschen greifen wollten.

Diese Banditen waren ehemalige Zuchthäusler, Sträflinge und Kerkerinsassen, und mancher von ihnen kam sogar aus den Fiebersümpfen von Florida, wo viele der lebenslänglich Verurteilten in Ketten dahinsiechten.

Das gelobte Land am Pazifik lockte sie alle.

Und dann loderten viele Lagerfeuer neben den stehenden Conestoga-Planwagen auf den weiten Ebenen des Great Basin, und Lieder aus der fernen Heimat wehten im raunenden Wind in die tiefen Schluchten der Sierra Nevada.

Manche Wagen standen weit abseits aller anderen. Dort wütete die Cholera unter ganzen Familien und würgte der Tod das Leben ab.

In der Ferne lagen zusammengebrochen viele Planwagen am endlos langen Weg nach Kalifornien, und Flugsand fiel auf Gräber ohne Kreuze und ohne Namen.

*

Fünf Sattelpferde standen angeleint unter einem windzerzausten alten Baum. Rot glimmte die Holzglut des Lagerfeuers und warf ihren Schein auf die schweißnassen und bärtigen Gesichter der amerikanischen Banditen.

Sie waren mit den Trecks nach Westen gekommen.

Schweigend hockten die fünf Männer am Feuer, kauten vom Proviant, der zur Neige gegangen war, und starrten über die Ebene, wo sich überall kleine und große Wagenburgen abzeichneten.

Joey Milland, der Mann mit dem netten und so harm-

los klingenden Namen, hatte die vier Komplizen fest in der Hand.

Ihm war nicht anzusehen, wie grausam er sein konnte.

Stilles Lächeln lag auf dem Gesicht, und wie melancholisch sah er in die Holzglut, lauschte dem Singen der Menschen und dem Raunen des Windes und atmete tief ein.

„Wo lohnt es sich?“

Seine plötzliche Frage ließ die Komplizen zusammenfahren.

Sie sahen ihn an, grinsten dann und rückten näher, als befürchteten sie, belauscht zu werden.

Einer nach dem anderen sprach. Jeder hatte sich tagelang unter anderen Familien aufgehalten und herumspioniert. Alle wussten schließlich, dass die Menschen, die nach Kalifornien unterwegs waren, all ihre Habe mitgenommen hatten, den letzten Cent und Dollar, die letzte Hose und das letzte Kleid, und es gab Frauen, die sich niemals von ihrem Schmuck trennten.

Als die Komplizen schwiegen, knurrte Joey Milland vor sich hin.

Die Komplizen warteten auf seine Entscheidung.

„Das alles lohnt sich nicht“, sagte er endlich. „Ich hatte, wie ihr wisst, mich an diesen Malcolm Ford ’rangemacht. Ford tut nur so, als wäre er ein armer Hund. Ich hab ein bisschen ’rumgehorcht. Malcolm Ford hat im Osten eine Fabrik gehabt. Er hat Pleite gemacht, wie es heißt, aber er hat viel Privatvermögen.“

„Was will er dann in Kalifornien?“

„Was viele andere auch wollen, Charlie – neues Land, eine neue Heimat, wie sie immer sagen."

„Das will ich auch", meinte Charlie McGraw grinsend, „und viele Dollars und einen Haufen Gold."

„Idiot. Willst du im Boden wühlen wie die anderen?"

„Aber nein, Joey – das werden die anderen für mich und für euch tun.

Wir werden uns das Gold doch nur holen, oder?"

„Du hast es begriffen." Joey Milland stocherte in der Glut und ließ Funken hochwirbeln. „Wir nehmen alles mit, was sich lohnt, Jungs. Denkt daran, wie arm wir gewesen sind. Jeden von uns wollte man fertigmachen. Am Strick, im Steinbruch, im Sumpf, im Kerker. Wir sind frei, Freunde, und wir wollen nie wieder eingesperrt werden. Wir werden uns den Weg freischießen!"

Zustimmend murmelten sie durcheinander.

Milland bewegte die Rechte und gebot ihnen, zu schweigen.

„Malcolm Ford hat viel Geld bei sich, das weiß ich genau. Wir brauchen Geld, um neue Waffen und Munition kaufen zu können. In Kalifornien ist alles verdammt teuer."

„Wir können es uns doch auch ohne Geld holen, Joey", sagte der dunkelhaarige und jüngste Bandit.

„Nein, Little Harry. Siehst du die Sierra Nevada? Dahinter beginnt California. Dort suchen viele tausend Männer nach Gold. Sie haben kaum was zu fressen. Die Stores, wo es was zu kaufen gegeben hat, sind leer. Wir müssen weiter nach Süden reiten, wo es noch was gibt,

aber da gibt es auch Militär und Sheriffs. Ich will nicht in Kalifornien gejagt werden. Wir werden uns alles kaufen – wie ordentliche Bürger, savvy?“

„In Ordnung, Joey.“ Charlie McGraw lächelte breit. „Wann willst du diesen Malcolm Ford fertigmachen?“

Milland starrte nach den drei Planwagen hinüber, wo die Ochsen umhertrotteten und am Feuer Ford, seine bewaffneten Begleiter und zwei Frauen saßen.

„Ich weiß, dass Malcolm Ford den großen Treck bald verlassen wird. Dann schlagen wir zu. Das wird in der Sierra sein. So viel ich mitgekriegt habe, will Ford weiter nach Süden ausweichen, wo die Goldsucher noch nicht den Boden aufgewühlt haben.“

Die Komplizen grinsten.

„Ford ist mir richtig sympathisch“, meinte Little Harry.

Unzählige Lagerfeuer glühten wie rote Augen auf den weiten Ebenen. Dunkel wuchtete die Sierra Nevada empor und verbarg noch das paradiesische Land am blauen Pazifik.

Das Land des schwarzen Geisterreiters Zurdo.

Old California.

*

Hufschlag unterbrach die lastende Stille.

Während Chucho Morales mit seinen neun mörderischen Companeros durch die Bergschluchten streifte und neue Opfer suchte, ritten Les Shane und sein treuer

Gefährte, der Indio Chato, abwärts und durch ein weites grünes Tal.

Langsam näherten sie sich dem dunkel gähnenden Maul eines Canyons.

Hoch über ihnen ragten die ewig schneebedeckten Gipfel in den Sternenhimmel empor, und im Süden erhob sich das Felsgestein der Mojave Desert, jener tödlich öden Wüste, in der bereits viele Knochen und Skelette bleichten und verwitterten.

Plötzlich zügelte Chato sein Pferd.

Der junge Indio hatte scharfe Ohren, ihm entging so leicht kein Geräusch, und wenn es noch so leise war.

Fragend und angespannt blickte Les Shane ihn an.

Da sprach Chato mit seinen Händen.

Les verstand die stumme Sprache und blickte forschend zum Canyon hinüber. Jetzt hörte auch er das Schaben in der Schlucht.

Langsam ritten sie weiter, erreichten den Eingang des Canyons und saßen ab. Der schwarze Hengst des blonden Kaliforniers blähte die Nüstern und schnaubte dumpf und warnend.

Suchend sah Les zurück, doch noch immer nicht war sein anderer Kampfgefährte zu entdecken.

Sie ließen die Pferde zurück und schlichen durch den Canyon – und dann erblickten sie den blutjungen Italiener, der gerade die Schaufel weglegte und eine Gestalt, die in eine Decke gehüllt war, in das sandige Grab zog.

Langsam näherten Les und Chato sich dem jungen Mario Caruso.

Sie sahen, wie er mit bloßen Händen das Grab zuschüttete, wie er die trockene Erde anhäufte und dann die Hände faltete und ein Gebet sprach.

Im Hintergrund stand ein Planwagen und lagen erschossene Maultiere.

Les gab Chato ein Zeichen, und sofort glitt der Indio davon, nahm einen anderen Weg und hielt die Machete bereit.

Les richtete sich auf und ging offen auf den Italiener zu.

Mario hörte das Klirren der Sporen, die im Sand reibenden Schritte – und er fuhr herum und langte zum alten Gewehr. Zitternd hob er die Hawken Rifle an und richtete den Lauf auf Les Shane.

„Ich schieße!“, schrie er gequält auf. „Keinen Schritt weiter!“

„Leg das Gewehr weg, ich tu dir nichts“, antwortete Les ruhig. „Du brauchst nichts zu befürchten.“

„Glaubst du etwa, ich hätte Angst?“, krächzte Mario. „Wenn ich will, dann schieß ich dich in Stücke!“

„Nein, das wirst du nicht tun. Du brauchst Hilfe, und ich werde dir helfen.“

Nach diesen Worten ging Les kaltblütig weiter und näherte sich dem jungen Mann und dessen Gewehr. Zu jeder Sekunde konnte der verhängnisvolle Schuss die Rifle verlassen.

Mario drückte nicht ab, starrte über den Lauf hinweg und sah in das sonnengebräunte Gesicht des jungen blonden Kaliforniers.

Vor ihm blieb Les stehen.

Stöhnend senkte Mario die Hawken Rifle, kniete noch immer im Sand neben dem Grab und schloss einen Atemzug lang die Augen. Er war am Ende seiner Kraft und seiner Hoffnungen.

„Was willst du von mir?“, brachte er mühsam über die trockenen Lippen.

„Nichts, mein Freund.“

„Ich bin nicht dein Freund!“

„Beruhige dich. Ich will dir helfen, falls du meine Hilfe annehmen willst. Du bist allein in der Sierra Nevada, du hast kein Pferd – und zu Fuß schaffst du es nicht, aus den Bergen herauszukommen.“

Mario schwieg.

Les ging langsam um das Grab und nahm den Hut ab. Der Nachtwind spielte in seinem blonden Haar.

„Dein Freund?“

„Mein Vater“, stöhnte der junge Italiener. „Banditen haben ihn ermordet! Sie haben den Wagen zerstört und auch die Maultiere erschossen.“

„Mein Name ist Les Shane. Ich habe eine Ranch im San Bernardino-Valley. Ich werde dir dort ein Reitpferd und die Ausrüstung dazu geben – einverstanden?“

Mario kauerte wie geistesabwesend vor Les Shane.

„Warum haben sie das nur getan? Warum haben sie meinen Vater umgebracht? Er war ein guter Mensch, er hat keinem anderen was zuleide getan, er hat jedem immer geholfen.“

„Hast du die Banditen gesehen?“

Langsam hob Mario den Kopf an und blickte in Les Shanes Augen.

„Ja! Ein Gesicht. Es waren zehn Halunken, aber ich habe nur ein Gesicht gesehen! Ich werde den Mann wiedererkennen, auch nach zwanzig Jahren, und ich werde ihn töten, weil er meinen Vater umgebracht hat!“

„Denk nicht, dass das so einfach ist, Amigo.“ Les setzte sich auf einen flachen Felsstein und drehte den Hut zwischen den Händen. „Dieser Bandit und seine Komplizen werden sich nicht so einfach abschießen lassen. Für dich wird es schwer sein, sie zu treffen – am schwersten aber wird es für dich sein, überhaupt auf Menschen zu schießen! Das ist verdammt schwer, glaub mir.“

In Marios Augen schillerten Tränen.

„Ich muss meinen Vater rächen. In unserer fernen Heimat ist das ein Gesetz, und die Bauern handeln danach.“

„Du bist nicht in Italien, Amigo mio. In Kalifornien herrschen andere Gesetze.“

„Danach frag ich nicht!“

„Du kennst Kalifornien nicht. Dieses Land hat einmal den Spaniern und dann den Mexikanern gehört. Jetzt sind die Amerikaner die Herren dieses Landes. Auf den Goldfeldern wühlen Zigtausende von Verrückten. Keiner achtet das Leben des anderen. Neid, Hass und Rachsucht herrschen. Die Banditen überfallen Goldgräbercamps und massakrieren jeden Tag und jede Nacht viele Menschen. Wer in den Verdacht gerät, ein Bandit zu sein, wird auf der Stelle erschossen. Viele Unschuldige sterben durch Schüsse aus dem Hinterhalt. Und da willst du

den Weg der Rache gehen? Hör auf mich, vergiss diese Bandoleros."

„Nein."

„Dann sag mir deinen Namen."

„Mario Caruso. Warum willst du meinen Namen wissen?"

„Um deinen Namen auf den Stein schreiben zu können, der auf deinem Grab stehen wird."

Mario wischte mit dem Handrücken über die Augen und blickte ins Leere.

„Es ist ein braunes Mexikanergesicht", sprach er vor sich hin, „mit vielen kleinen Falten. Das schwarze Haar hing unter dem Sombrero hervor. Der Halunke grinste, und die anderen lachten."

„Ich weiß, wer der Bandit ist, Mario." Les stand auf und setzte den Hut in die Stirn. „Sein Name ist Chucho Morales."

„Woher weißt du das?"

„Morales treibt schon länger sein Unwesen. Man hat ihn oft gesehen. Du bist nicht der einzige Zeuge von Mord und Totschlag, Mario. Keiner der anderen, die auch das Glück gehabt haben, zu überleben, ist Chucho Morales gefolgt."

„Dann werde ich der erste sein."

„Und der erste Tote von allen, die überlebt haben."

Auf weichen Sandalen glitt Chato heran und blieb hinter Mario Caruso stehen. Erschrocken zuckte der Italiener zusammen, als er den Indio gewahrte, und wollte schon nach der Hawken langen.

„Lass es, Mario“, sagte Les ruhig. „Der Indio ist mein Freund. Er lebt auf meiner Ranch, und wenn er nicht auf der Ranch ist, dann reitet er mit Zurdo, denn er ist Zurdos Diener. Niemand kann aus Chato das Geheimnis des Geisterreiters herauspressen, denn Chato ist stumm, er kann auch nicht lesen und nicht schreiben.“

„Zurdo?“ Mario erhob sich, und zum ersten Mal nach dem Tod seines Vaters kehrte der Glanz in die geröteten Augen zurück. „Mein Vater hat mir von Zurdo erzählt!“

„Komm, wir wollen gehen.“

Doch Mario zögerte, kniete dann nieder, küsste das Grab des Vaters und lief schließlich zum Wagen. Hier hatte er ein paar Setzlinge im feuchten und zerschossenen Wasserfass aufbewahrt. Er nahm das Fass und trug es heran.

„Es sind Weinpflanzen. Sie sind das Erbe meines Vaters. Papa kann jetzt keinen Wein mehr anbauen. Ich werde es für ihn tun.“

Chato nahm ihm das Fass ab und trug es mühelos davon.

Sie gingen zu den Pferden, und Mario saß hinter Les Shane auf.

Dann ritten sie abwärts und durch die tiefen Bergfalten nach Südwesten.

Auf einmal hörten sie das laute und schaurige Heulen eines Wolfes. Mario sah nicht, wie Les lächelte.

Der graue Wolf jagte wie ein Schatten über einen Höhenkamm und blieb nun immer in der Nähe. Nicht ein einziges Mal kam er zu Shane und Chato heran. Gespens-

tisch anzusehen, lief er im bleichen Mondlicht durch die Wildnis der Sierra Nevada.

*

Im Schatten alter Bäume ragte das bemooste Dach einer alten Herberge empor. Viele Hufspuren führten auf dem Hof durcheinander und verrieten, dass die Fonda nicht verödet und vereinsamt war.

Zwei Pferde trappelten näher und blieben im Schutz der Bäume stehen. Leise sprachen zwei junge Männer miteinander, während der Indio lautlos davonschlich und wie ein Schatten um die alte Herberge glitt.

Wenig später schon kam Chato zurück, bewegte die Hände und nahm dann die Zügel der Pferde.

Damit tauchte er unter.

„Chato wartet abseits“, erklärte Les. „Er will nicht gesehen werden. Er meidet die Menschen, denn sie haben seinem Volk Schlimmes angetan. Seine Freunde wurden alle niedergemacht.“

Mario Caruso senkte bedrückt das Haupt. Auch andere hatten gelitten, nicht nur er allein, und die anderen wurden damit fertig. Auch er musste über den Tod seines Vaters hinwegkommen.

Schweigend folgte er dem Kalifornier.

Beide erreichten die Herberge und traten ein.

Ein alter Mann saß neben dem Tresen und blickte sie mit trüben Augen an, erhob sich schwerfällig und ging mit schlurfenden Schritten hinter die Theke.

„Buenas noches“, grüßte Les Shane. „Hast du zwei Schlafplätze, Alter?“

Der betagte Mexikaner reagierte nicht, als wäre er taub.

Mario fühlte sich hier nicht wohl, er fühlte sich eingeengt und wie gefangen. Unruhig stand er neben Les und schluckte schwer, wollte Les zuflüstern, dass es wohl besser wäre, draußen zu übernachten, als sein Blick ganz zufällig auf die kleine Vase fiel, die auf dem Tresen neben vielen geleerten Flaschen stand.

In dieser Vase steckte eine Weinpflanze.

Wie unter einem Zwang ging Mario zum Tresen, berührte den Setzling und starrte wie gebannt darauf.

Es gab keinen Zweifel – dieser Setzling hatte seinem Vater und ihm gehört!

Steif wandte er sich ab und blickte Les an, und Les verstand ihn und nickte.

„Geh und kümmer dich um die Pferde“, sagte er zu Mario.

Mario gehorchte, verließ die Herberge und stieß auf Chato, der im Unterholz kauerte.

Lässig ging Les zur Theke, lehnte sich an und stieß den Hut in den Nacken.

„Hör zu, Alter. Ich hab ihn rausgeschickt, damit er uns nicht hört. Ich bin Chucho Morales’ Freund. Chucho wollte hier auf mich warten. Zum Teufel, warum hat er das nicht getan?“

Der Mexikaner füllte schweigend einen kleinen Tonbecher mit Mescal und schob ihn Les wortlos zu.

Fluchend drückte Les sich vom Tresen ab und zerrte

den Glasperlenvorhang zur Seite, blickte in den Hinterraum und sah dann wieder auf den alten Mann.

„Du bist taub, nicht wahr? Du kannst mir nicht sagen, wo ich Chucho finde? Verdammt, dann muss ich lange nach ihm suchen. Chucho hat viele Verstecke, ich kenne sie alle, aber ich weiß nicht, zu welchem Versteck er geritten ist."

In diesem Moment tönte das durchdringende Heulen eines Wolfes aus der Sternennacht hervor, und Les sah deutlich, wie der alte Mexikaner sich versteifte und zur Tür blickte.

Mit drei großen Schritten erreichte er den Alten, packte ihn an der Hemdbrust und zerrte ihn halb über den Tresen hinweg.

„Du verstehst jedes Wort, Alter!", fauchte er. „Wenn du sterben willst, dann schweig weiter!"

„Loslassen!", ächzte der Alte. „Ich will es dir sagen!"

Les ließ ihn frei und knurrte grimmig. Der Alte zog die ärmliche Kleidung zurecht und atmete hastig ein.

„Wer bist du?", wollte er wissen. „Chucho hat nichts von dir gesagt."

„Warum sollte er das auch!", fuhr Les ihn an. „Chucho weiß, dass er vorsichtig sein muss. Wenn jetzt Soldaten gekommen wären, dann hättest du meinen Freund Chucho verraten!"

„Nein, ich schwöre es! Ich werde Chucho niemals verraten!"

Verächtlich blickte Les ihn an, zuckte dann mit den Achseln und wandte sich dem Tonbecher zu, nahm einen

kleinen Schluck vom Mescal und hörte die Glasperlen klirrend aneinanderschlagen.

Sofort drehte er sich dem Vorhang zu. In seinen blauen Augen flackerte es sekundenlang. Er konnte seine Überraschung nicht ganz verbergen.

Vor ihm stand bildschön eine junge Mexikanerin. Sie sah ihn mit nachtdunklen Augen an, und Les hatte den Eindruck, als würde in ihren Augen ein Feuer schwelen. Das schwarze Haar fiel lang auf ihre braunen bloßen Schultern. Sie trug einen weiten Rock und eine Bluse. Goldene Ohrringe glänzten im Schein der Talglichter.

„Hast du den Wolf heulen gehört, Alter?“, fragte sie mit dunkler weicher Stimme.

„Si, Juanita Dolores.“

„Dann nimm das Gewehr und leg ihn um.“

„Das ist zu gefährlich für ihn, Señorita“, sagte Les mit freundlichem Lächeln. „Ich werde es tun. Der Wolf wird Hunger haben. Wenn der Alte hinausgeht, dann wird der Wolf ihn anfallen und zerreißen. Das wollen wir nicht.“

Sie blickte ihn abschätzend an. Ihr Blick ruhte besonders lange auf seinem braungebrannten Gesicht und auf den blonden Haaren.

„Wer bist du, Gringo?“

„Chuchos Freund aus Baja California, Señorita.“

„Du gibst das zu? Weißt du nicht, dass Chucho Morales überall gesucht wird?“

„Ja“, sagte Les grinsend, „und auch ich suche ihn. Ich müsste ihn längst gefunden haben, Señorita, aber ich finde ihn nicht. Wie sollen ihn dann erst die Soldaten finden?“

Leise glitt sie näher und blickte zu ihm auf.

„Du bist mutig, Blonder. Wer sagt dir, dass ich dich und Chucho Morales mit seinen Companeros nicht verraten würde?“

Les hatte eine heiße Spur gefunden, und eiskalt spielte er weiter.

„Du liebst ihn, und er liebt dich.“

Ihr Gesicht blieb sekundenlang noch ausdruckslos – dann aber lachte sie laut auf und bewegte die Arme, als wollte sie fliegen.

„Ha! Du nennst es ‚lieben‘?“

„Si, Amiga mia – lieben.“

„Du bist verrückt!“, fauchte sie ihn jäh an. „Ich könnte ihn vor Liebe und Leidenschaft auffressen, diesen schönen, wilden und gefährlichen Chucho Morales! Ha, ich werde noch wahnsinnig, weil er fortgeritten ist! Er will wieder Beute machen, und was wird aus mir? Soll ich durch den Wald laufen und heulen wie eine räudige Wölfin? Oh, ich könnte Chucho Morales den Hals umdrehen!“

Die Spur wurde immer heißer.

Juanita Dolores begehrte Chucho Morales. Ihre Leidenschaft war wie ein großes loderndes Feuer, das sie selber zu zerglühen drohte.

„Dann komm doch mit, Señorita“, schlug Les vor. „Reite mit mir zu Chucho. Sag ihm, dass du ihn fressen willst.“

„Ha, du Tonto! Ich weiß nicht, wohin er geritten ist. Er hat nichts gesagt. Auch du wirst ihn nicht finden. Er ist wie ein wildes Tier, und ich will ihn haben und zähmen.“